Hochschule Merseburg
Fachbereich Soziale Arbeit, Medien, Kultur
Professur Medien- und Kulturwissenschaften
Prof. Dr. Stefan Meißner

Was ist angewandte Medien- und Kulturwissenschaft?

Ein Essay im Rahmen des Einführungsmoduls „Einführung in die angewandte Medien- und Kulturwissenschaft“

Von:

Jasmina Koros

Sommersemester 2026

Unserer heutigen Gesellschaft lässt sich wahrlich ein regelrechter „Praxis-Fetisch“ diagnostizieren. Wissen scheint vor allem dann als legitim zu gelten, wenn sich unmittelbar etwas damit anfangen lässt und sein Nutzen möglichst sichtbar nachzuweisen ist. Hochschulen für angewandte Wissenschaften (HAW) gelten gewissermaßen als die institutionalisierte Antwort auf diesen Verwertungsdruck und sollen das liefern, was Universitäten angeblich schuldig bleiben – Praxisnähe, Berufsorientierung und unmittelbare Anschlussfähigkeit an den Arbeitsmarkt.

Ein Umstand, der mir selbst begegnete, als ich mich dafür entschied, der Universität den Rücken zu kehren und meinen Master an einer Fachhochschule zu absolvieren. Die Resonanz von Teilen meines Umfelds war bezeichnend: Während mein universitäres, geisteswissenschaftliches Bachelorstudium zuvor oft als brotloser Luxus galt, schwang jetzt die Annahme mit, die „Anwendung“ fülle das Studium mit Sinn und Ernsthaftigkeit – als wäre zuvor nur ins Leere theorisiert worden. Auch unter meinen Master-Kommiliton*innen betonten viele, sie seien *extra* für die Praxis an die HAW gekommen und hätten „keinen Bock mehr auf Theorie“. Und auch ich erhoffte mir, zugegebenermaßen, durch die Wahl eines angewandten Studiums bessere Chancen auf dem ohnehin schon so prekären Arbeitsmarkt.

Doch diese Entscheidung war nicht nur ein von Existenzängsten getriebener Knicks vor dem Diktat gesellschaftlicher Verwertbarkeit, sondern speiste sich auch aus einer Frustration, die ich vor allem aus meiner Bachelorarbeit mitbrachte. Trotz umfangreicher, fundierter Analysen zu den ideologischen Dimensionen der misogynen Incel-Bewegung dominierten in den Medien weiterhin Narrative, die die Mitglieder dieser Bewegung als „einsame, sexuell frustrierte Männer“ individualisierten und damit die strukturelle Ebene unsichtbar machten. Als würden all die Erkenntnisse einfach so im akademischen Raum rumliegen, ohne draußen wirklich anzukommen. Mein Appell am Ende der Arbeit war entsprechend, die Brücke zwischen Forschung, Medien, Politik und Bildung zu stärken, um Phänomenen wie diesem präventiv zu begegnen. Darin steckte – rückblickend ziemlich deutlich – auch mein eigener normativer Wirkungsanspruch an Wissen. Es sollte nicht nur analytisch überzeugen, sondern gesellschaftlich etwas in Bewegung setzen, *angewandt* werden.

Als ich diesen Appell also Anfang des Semesters im Seminar vorstellte, rechnete ich mit Zuspruch, bekam stattdessen allerdings eine irritierte Gegenfrage, wie ich mir das denn genau vorstelle, da diese Felder alle unterschiedliche Sprachen sprechen und nach unterschiedlichen Logiken funktionieren. Ich war erstmal verwirrt. Dass sich eine differenzierte wissenschaftliche Analyse nicht einfach unverändert in einen journalistischen Beitrag, ein Bildungsformat oder

eine politische Intervention übertragen lässt, war mir bewusst. Gerade aus meiner Beschäftigung mit medialen Narrativen kannte ich den Konflikt zwischen analytischer Differenzierung auf der einen und den Anforderungen von Auswahl, Verdichtung, Storytelling und Aufmerksamkeit auf der anderen Seite gut. Doch dafür, so dachte ich zunächst, gibt es doch längst ein eigenes Feld – Wissenschaftskommunikation. Die gesellschaftlichen und institutionellen Grenzen dieser blendete ich dabei keineswegs aus, dennoch erschien mir das Problem im Kern zunächst vor allem als eines der Übersetzung. So sehr mich diese Antwort erstmal beruhigte, so wenig ließ sie das Unbehagen an der Frage tatsächlich verschwinden. Im Laufe des Semesters verschob es sich von der Frage, wie wissenschaftliches Wissen besser vermittelt werden kann, hin zu der grundsätzlicheren Frage, was es überhaupt heißt, medien- und kulturwissenschaftliches Wissen anzuwenden.

Um sich dieser Frage anzunähern, lohnt sich ein kurzer Blick auf das Selbstverständnis von HAWs: So beschreibt die HoMe ihr eigenes Profil als die Gestaltung von Lehre und Forschung in unmittelbarer Verknüpfung von Theorie und Praxis (Hochschule Merseburg, o. D., Abschnitt „Profil“). Die Herausforderung der Umsetzung dieses Selbstanspruchs wird deutlich, wenn man eine Unterscheidung heranzieht, die Luhmann (1968/2014, S. 115–116) als Stilverschiedenheit zwischen wissenschaftlich-analytischen und praktisch-orientierten Perspektiven bezeichnete. Während wissenschaftlich-analytische Perspektiven Zusammenhänge differenzieren und dadurch ein hohes Maß an Komplexität erschließen können, müssen praktisch-orientierte Perspektiven Komplexität reduzieren, um Entscheidungen in konkreten Situationen zu ermöglichen.

Eine besonders weitgehende Form solcher Komplexitätsreduktion beschreibt Luhmann mit dem Begriff der Technik. Technik ist für ihn eine „funktionierende Simplifikation“ (Luhmann, 1997, S. 524): Sie stabilisiert begrenzte Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, indem sie einen Bereich des Kontrollierbaren herstellt und unkontrollierbare Einflüsse möglichst aus diesem Funktionszusammenhang heraushält. „Die maßgebende Unterscheidung, die die Form ‚Technik‘ bestimmt, ist nun die zwischen kontrollierbaren und unkontrollierbaren Sachverhalten“ (Luhmann, 1997, S. 524). Das im Seminar besprochene Beispiel eines technischen Antriebs zeigt dies besonders anschaulich. So kann ein Antrieb durch Normierung, festgelegte Toleranzen, Prüfverfahren, Gehäuse und Dichtungen so ausgelegt werden, dass Schmutz, Feuchtigkeit oder Temperaturschwankungen seinen Funktionszusammenhang möglichst wenig beeinflussen. Die Anwendung wissenschaftlichen Wissens kann dadurch wie ein weitgehend reibungsloser Transfer erscheinen. Die dafür notwendige Reduktions- und Übersetzungsarbeit verschwindet allerdings nicht, sondern wird durch Standardisierung und

technische Arrangements so weit organisiert, dass sie beinahe unsichtbar wird. Doch das heißt nicht, dass sie nicht scheitern könnte: Dichtungen können versagen, Material kann ermüden, und unter veränderten Bedingungen kann die zuvor ausgeklammerte Umwelt wieder in den Funktionszusammenhang einbrechen. Der technische Erfolg widerlegt das Übersetzungsproblem also nicht, sondern beruht auf seiner hochgradigen Organisierung.

Auch angewandte Medien- und Kulturwissenschaft kommt nicht ohne solche Reduktionen aus. Sobald wissenschaftliches Wissen in konkrete Vermittlungsformate, Entscheidungen oder Interventionen überführt wird, muss ausgewählt, vereinfacht und gewichtet werden. Nicht alles, was analytisch relevant sein könnte, kann in einer konkreten Situation gleichzeitig berücksichtigt werden. So können auch Moderationsformen, Vermittlungsmethoden oder kommunikative Routinen als Techniken verstanden werden, die bestimmte Abläufe ermöglichen und Handlungsfähigkeit herstellen.

Für angewandte Medien- und Kulturwissenschaft stellt sich jedoch nicht nur die Frage, was reduziert werden muss, sondern auch, nach welchen Kriterien. Zwar sind auch technische Reduktionen nicht voraussetzungslos, doch lassen sich ihre Kriterien für einen bestimmten Funktionszusammenhang vergleichsweise stabil festlegen und operationalisieren. In der Medien- und Kulturwissenschaft werden dagegen gerade die Voraussetzungen solcher Auswahlentscheidungen selbst zum Gegenstand der Reflexion. Was als relevant, problematisch oder interventionsbedürftig erscheint, hängt, wie sich im Folgenden mit Reckwitz zeigen lässt, von historisch und kulturell spezifischen Sinnordnungen ab. Das Mediale behandle ich dabei nicht als einen vom Kulturellen getrennten Bereich. Für meine Fragestellung interessieren mich Medien vielmehr als Orte und Praktiken, in denen gesellschaftliche Bedeutungen hervorgebracht, geordnet und vermittelt werden. Bereits mein Ausgangsbeispiel der Berichterstattung über die misogyne Incel-Bewegung zeigt, dass Medien gesellschaftliche Wirklichkeit nicht lediglich abbilden, sondern bestimmte Deutungen sichtbar und anschlussfähig machen.

An diesem Punkt wird der reflexive Charakter kulturwissenschaftlicher Erkenntnis entscheidend. Kulturwissenschaft richtet sich nicht nur auf mediale oder kulturelle Phänomene an sich, sondern auch auf die Bedingungen ihrer Sichtbarkeit, Deutbarkeit und gesellschaftlichen Wirksamkeit. Mit Reckwitz lässt sich Kultur als jener bedeutungsförmige Hintergrund sozialer Praxis begreifen, in dem symbolische Ordnungen festlegen, was in einem bestimmten historischen und gesellschaftlichen Kontext als sinnvoll, normal, selbstverständlich oder problematisch erscheint (Reckwitz, 2008, S. 25–27).

Daran schließt die von Reckwitz beschriebene Kontingenzperspektive des kulturwissenschaftlichen Forschungsprogramms an. Kulturwissenschaftliche Analyse macht sichtbar, dass diese Praktiken nicht notwendig oder selbstverständlich sind, sondern auf historisch-spezifischen Sinnordnungen beruhen (Reckwitz, 2008, S. 17). Mit dieser Kontingenzperspektive verbindet sich zugleich die Frage nach dem Standpunkt kulturwissenschaftlicher Beobachtung. Reckwitz macht deutlich, dass klassische geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen dazu tendierten, ihre eigenen kulturellen Standortgebundenheiten unsichtbar zu machen und den Status eines „scheinbar autonomen unbeobachteten Beobachters" (Reckwitz, 2008, S. 18) zu beanspruchen. Genau diese Fiktion wird durch das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm unhaltbar: Wer symbolische Ordnungen analysiert, ist selbst in solche eingebettet – der Beobachter steht nie außerhalb des Beobachtens, sondern bringt immer schon einen historisch-spezifischen Sinnhorizont mit, der seine Fragestellung, seine Begriffe und seine blinden Flecken strukturiert (Reckwitz, 2008, S. 18). Die Bedingungen, unter denen kulturwissenschaftlich beobachtet und gehandelt wird, lassen sich damit nicht einfach als „Umwelt" aus dem Erkenntnisprozess ausklammern. So ist auch meine Deutung der Incel-Berichterstattung davon geprägt, welche Zusammenhänge mir vor dem Hintergrund meiner eigenen kulturellen und wissenschaftlichen Prägung als relevant erscheinen. Deshalb kann angewandte Kulturwissenschaft nicht darin aufgehen, bereits gewonnenes Wissen lediglich in praktische Zusammenhänge zu vermitteln, sondern muss auch die Voraussetzungen der eigenen Problemsetzungen und Handlungsziele reflexiv mitführen.

Vor diesem Hintergrund lässt sich der Begriff des „Angewandten" in der Medien- und Kulturwissenschaft anders fassen, als es das verbreitete Alltagsverständnis nahelegt. „Angewandtheit" kann in der AMKW eben gerade nicht bedeuten, Theorie zugunsten von Praxisnähe zurückzudrängen. Klaus Schönberger fordert hingegen vielmehr, den Begriff des „Angewandten" in den Kulturwissenschaften und die damit verbundene Vorstellung von Praxis „vom Kopf auf die Füße zu stellen und die Idee der ‚Praxis' an ihre theoretischen Voraussetzungen wieder rückzubinden" (Schönberger, 2024, S. 72). Was damit gemeint ist, ist keine Absage an Praxis, sondern im Gegenteil ihre Präzisierung: Praxis kann erst dort eigenständig und gestaltend werden, wo sie ihre eigenen begrifflichen, normativen und gesellschaftlichen Voraussetzungen nicht ausblendet.

Wie relevant diese theoretische Rückbindung für konkrete Praxis sein kann, zeigt Schönberger am Beispiel des kulturellen Feldes selbst. Mit der Etablierung der Kreativwirtschaft und der zunehmenden Ökonomisierung des Kulturellen, so seine Diagnose im Anschluss an Reckwitz' Analyse des „Kreativen Imperativs", geraten Kultur und Kulturarbeit verstärkt unter die

Anforderungen von Verwertbarkeit, Standortfaktor und ökonomischem Mehrwert (Schönberger, 2024, S. 74). Wer sich innerhalb dieses Feldes lediglich die Fähigkeiten aneignet, um dessen bestehende Anforderungen möglichst erfolgreich zu erfüllen, läuft deshalb Gefahr, dessen Voraussetzungen unhinterfragt zu reproduzieren. Schönberger formuliert diese Gefahr selbst drastisch: Ohne theoretische Klarheit über solche Prozesse sei man lediglich „Teil des Problems“ (Schönberger, 2024, S. 74) und nicht Akteur*in, die im kulturellen Feld handelt und gestaltet.

Der Druck, Praxis über ihren Nutzen und ihre Wirkung zu legitimieren, reicht dabei über die unmittelbare ökonomische Verwertbarkeit kultureller Arbeit hinaus. Auch Wissenschaft sowie kulturelle und politische Bildungsarbeit müssen ihre gesellschaftliche Relevanz zunehmend in institutionell anschlussfähiger Form begründen. Ziele und erwartete Ergebnisse werden bereits vor Beginn eines Projekts formuliert, Förderwürdigkeit muss begründet und das Erreichte anschließend ausgewiesen werden (Schönberger, 2024, S. 65). Gerade unter solchen Bedingungen gewinnt Schönbergers Forderung für mich an Bedeutung, die Maßstäbe von Nutzen, Erfolg und Wirksamkeit nicht einfach als selbstverständlich zu übernehmen, sondern auch ihre theoretischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen mitzubedenken.

Diese theoretische Rückbindung bedeutet für Schönberger jedoch keineswegs einen Rückzug aus praktischen Zusammenhängen. Vielmehr sieht er eine konkrete Form einer solchen theoriegeleiteten Angewandtheit in der Wissenskommunikation (Schönberger, 2024, S. 71–72). Theoretische Erkenntnisse sollen für unterschiedliche Öffentlichkeiten erschlossen und Ergebnisse der Kulturanalyse in konkrete Vermittlungsformate übersetzt und dort erprobt werden (Schönberger, 2024, S. 72–73). Für die Aneignung dieser Fähigkeiten hält er dabei vor allem mehrsemestrige Wissenskommunikationsprojekte für relevant, die Studierenden ermöglichen sollen, Erfahrungen zu sammeln, die anderenfalls erst „along the job“ erworben werden würden (Schönberger, 2024, S. 73). Gerade weil das kulturelle Feld divers ist und sich das dafür notwendige handlungspraktische Wissen nicht vollständig im Studium vorwegnehmen lässt (Schönberger, 2024, S. 70), erscheint mir Schönbergers Vorschlag besonders plausibel.

Schönbergers Verständnis von Wissenskommunikation greift damit meine anfängliche Frage auf, wie sich kulturwissenschaftliches Wissen für andere Kontexte erschließen und vermitteln lässt. Doch selbst wenn Erkenntnisse über die ideologischen Dimensionen der misogynen Incel-Bewegung fachlich differenziert und verständlich aufbereitet werden und die angesprochenen Menschen erreichen, ist damit noch nicht entschieden, ob diese ihnen zustimmen oder ihre

bisherigen Deutungen verändern. Für meinen ursprünglichen Wirkungsanspruch entsteht hier eine entscheidende Differenz. Die Qualität eines Vermittlungsangebots lässt sich verbessern, ohne dass damit bereits die angestrebte gesellschaftliche Veränderung gesichert wäre.

Rückblickend glaube ich, dass genau darin ein Teil meines Unbehagens lag. Mir war durchaus bewusst, dass auch eine sorgfältig geplante und gut vermittelte Intervention scheitern kann. Weniger klar war mir jedoch, wie mit diesem Scheitern umzugehen ist, wenn sich nicht einfach noch ein weiterer Fehler finden lässt, den man beim nächsten Mal beheben könnte. Vielleicht lag in meinem starken Wunsch, Vermittlung immer weiter zu verbessern, deshalb auch der Versuch, jene Offenheit möglichst klein zu halten, die sich letztlich nicht vollständig kontrollieren lässt.

An diesem Unbehagen hat mir Hannah Arendts Unterscheidung von Herstellen und Handeln geholfen. In ihrer Analyse der *vita activa* unterscheidet sie Arbeiten, Herstellen und Handeln als Tätigkeiten, die jeweils unterschiedlichen Bedingungen und Maßstäben folgen (Tömmel & Passerin d'Entrèves, 2024, Abschnitt 4.2, Abs. 1). Für meine Frage ist vor allem die Differenz zwischen Herstellen und Handeln relevant. Herstellen ist auf ein antizipierbares Ergebnis ausgerichtet. Wer einen Gegenstand herstellt, orientiert sich an einer Vorstellung davon, was am Ende entstehen soll, wählt geeignete Mittel und kann das Ergebnis daran messen, ob es dieser Vorstellung entspricht (Tömmel & Passerin d'Entrèves, 2024, Abschnitt 4.2, Abs. 3). Misslingt das Produkt, kann es zumindest prinzipiell verändert, verworfen oder erneut hergestellt werden (Tömmel & Passerin d'Entrèves, 2024, Abschnitt 4.7, Abs. 3).

Handeln, als die höchste Form der Tätigkeit, folgt bei Arendt einer anderen Logik. Es findet nicht gegenüber einem bearbeitbaren Gegenstand statt, sondern zwischen Menschen (Tömmel & Passerin d'Entrèves, 2024, Abschnitt 4.2, Abs. 3). Seine grundlegende Bedingung ist deshalb die Pluralität. Handelnde treffen auf andere, die ihrerseits wahrnehmen, interpretieren, antworten und selbst handeln. Eine Handlung tritt damit in ein bereits bestehendes Bezugsgeflecht menschlicher Angelegenheiten (Tömmel & Passerin d'Entrèves, 2024, Abschnitt 4.7, Abs. 1) ein und löst dort weitere Reaktionen aus. Gerade deshalb lässt sich ihr Ergebnis nicht aus der ursprünglichen Intention der handelnden Person ableiten. Eine Handlung kann etwas beginnen, sie verfügt aber nicht über das, was aus diesem Beginn entsteht.

Auch Wissenskommunikation besitzt zweifellos herstellende Elemente. Ein Workshop kann konzipiert, ein Podcast produziert, eine Ausstellung kuratiert oder eine Kampagne strategisch geplant werden. Zielgruppen können analysiert, Formulierungen überarbeitet und Vermittlungsformate verbessert werden. In all diesen Punkten ist es sinnvoll, aus Erfahrungen

zu lernen und einen nächsten Versuch anders zu gestalten. Was sich jedoch nicht in derselben Weise herstellen lässt, ist die Reaktion derjenigen, an die sich eine solche Intervention richtet. Ob ein Argument überzeugt, welche Bedeutung ihm zugeschrieben wird, welche Gegenreaktionen es hervorruft oder ob es überhaupt jene Deutung verschiebt, die verändert werden sollte, entscheidet sich erst im Zusammentreffen mit anderen Handelnden. Nicht das Vermittlungsformat selbst entzieht sich also dem Herstellen, sondern die Wirkung, die es im gesellschaftlichen Deutungs- und Handlungszusammenhang entfaltet.

Damit erscheint auch meine anfängliche Vorstellung von „besserer Vermittlung“ in einem anderen Licht. Es bleibt entscheidend, wissenschaftliche Erkenntnisse sorgfältig zu vermitteln, die Bedingungen einer Öffentlichkeit zu berücksichtigen und die eigenen theoretischen und normativen Voraussetzungen zu reflektieren. Gerade deshalb halte ich Schönbergers Verständnis von Wissenskommunikation weiterhin für eine notwendige, aber eben nicht hinreichende Dimension angewandter Medien- und Kulturwissenschaft. Arendts Unterscheidung macht für mich vielmehr deutlich, wo die Grenze dieser Verbesserung liegt und eröffnet die Frage danach, wie wir mit den nicht vollständig kontrollierbaren Folgen dieser Praxis umgehen.

Das bedeutet allerdings nicht, sich mit dem Scheitern einer Intervention einfach abzufinden. Die Unvorhersehbarkeit menschlichen Handelns ist für Arendt kein Grund, auf das Handeln zu verzichten. Sie gehört vielmehr zu dessen Grundbedingungen (Tömmel & Passerin d’Entrèves, 2024, Abschnitt 4.7, Abs. 1). Weil Menschen fähig sind, etwas Neues zu beginnen, können auch die Folgen ihres Handelns nicht vollständig vorausberechnet werden (Tömmel & Passerin d’Entrèves, 2024, Abschnitt 4.3, Abs. 1; Abschnitt 4.7, Abs. 1). Gleichzeitig ist eine einmal vollzogene Handlung nicht einfach rückgängig zu machen (Tömmel & Passerin d’Entrèves, 2024, Abschnitt 4.7, Abs. 3). Ein Workshop kann zwar überarbeitet und erneut durchgeführt werden; nicht rückgängig machen lässt sich jedoch das soziale Geschehen des ersten Versuchs. Was gesagt, veröffentlicht oder getan wurde, ist Teil jenes Beziehungsgeflechts geworden, auf das weitere Handlungen folgen. Man kann reflektieren, reagieren und beim nächsten Mal anders handeln, doch auch dieser nächste Versuch ist kein Zurücksetzen auf den Ausgangspunkt, sondern ein neuer Anfang unter bereits veränderten Bedingungen.

Wenn ein Studium den Anspruch erhebt, auf eine solche Praxis vorzubereiten, hat diese Unterscheidung auch Konsequenzen für das Verständnis von angewandter Lehre. Projektförmiges Lernen wäre dann eben nicht nur das Einüben und Erproben verschiedener Techniken der Wissenskommunikation und Vermittlung. Vielmehr kann es einen Raum

eröffnen, in dem die Offenheit praktischen Handelns erfahrbar wird: Entscheidungen unter unvollständigem Wissen zu treffen, mit unerwarteten Reaktionen konfrontiert zu werden, die eigenen Annahmen im Nachhinein zu prüfen und anschließend erneut zu entscheiden. Eine angewandte Medien- und Kulturwissenschaft müsste Studierende deshalb nicht darauf vorbereiten, irgendwann die eine richtige Methode gesellschaftlicher Intervention zu beherrschen. Sie müsste vielmehr dazu befähigen, auch dort handlungsfähig zu bleiben, wo sich die Folgen des eigenen Handelns nicht vollständig kontrollieren lassen.

Besonders interessant werden in diesem Zusammenhang Arendts Antworten auf die Unvorhersehbarkeit und Irreversibilität des Handelns. Sie sieht diese nicht in einer immer weitergehenden Kontrolle, sondern in zwei Fähigkeiten, die selbst nur im Verhältnis zu anderen möglich sind: dem Versprechen und dem Verzeihen (Tömmel & Passerin d'Entrèves, 2024, Abschnitt 4.7, Abs. 4). Das Versprechen reagiert auf die Unsicherheit der Zukunft, indem Handelnde sich gegenseitig binden und dadurch begrenzte Verlässlichkeit innerhalb prinzipiell offener Prozesse herstellen. Tömmel und Passerin d'Entrèves (2024, Abschnitt 4.7, Abs. 4) beschreiben Versprechen in Anlehnung an Arendt als Möglichkeit, Inseln der Sicherheit innerhalb einer ungewissen Zukunft zu schaffen. Das Versprechen beseitigt die Offenheit des Handelns also nicht, schafft aber Orientierung innerhalb dieser Offenheit. Verzeihen antwortet dagegen auf die Irreversibilität des Handelns, indem es Menschen ermöglicht, sich aus der Bindung an vergangene Verfehlungen zu lösen und erneut miteinander zu handeln (Tömmel & Passerin d'Entrèves, 2024, Abschnitt 4.7, Abs. 4). Für meine Fragestellung verstehe ich Verzeihen dabei gerade nicht als Aufhebung von Verantwortung oder als Erklärung von Fehlern als bedeutungslos. Es ermöglicht vielmehr, dass nach dem Geschehenen überhaupt weitergehandelt werden kann.

Über Arendt selbst hinaus lässt sich darin auch ein Gedanke für angewandte Lehre erkennen. Studierende brauchen für projektförmiges Arbeiten nicht die Zusicherung, dass ihre Interventionen gelingen werden. Wohl aber brauchen sie verlässliche Rahmenbedingungen, innerhalb derer sie solche Unsicherheiten überhaupt eingehen können. Lehrende können keine gesellschaftliche Wirkung garantieren, sie können aber Verbindlichkeiten herstellen, indem sie etwa Zeit für einen Prozess zusagen, Entscheidungen transparent machen, Verantwortung teilen, Rückmeldungen ermöglichen und gewährleisten, dass ein Projekt nicht allein an seinem unmittelbar sichtbaren Erfolg gemessen wird. Auch der Gedanke des Verzeihens lässt sich für die angewandte Lehre aufgreifen. Eine Lehre, die die Offenheit von Handlung ernst nimmt, müsste Nicht-Gelingen, Fehlentscheidungen und unerwartete Wirkungen zum Gegenstand gemeinsamer Reflexion machen können, ohne sie unmittelbar als persönliches Versagen zu

bewerten. Wo dabei Verzeihen überhaupt erforderlich wird, kann die gemeinsame Reflexion unterstützen, indem sie die Entscheidungen und ihre Folgen verständlich macht. Sie ist aber nicht selbst schon Verzeihen. Zu diesem gehört auch die Bereitschaft anderer, eine Person nicht dauerhaft auf das Geschehene festzulegen und einen gemeinsamen Neuanfang zu ermöglichen. Projektförmige Lehre würde damit nicht nur die Techniken der Wissenskommunikation erproben, sondern auch Formen des Umgangs mit jener Unsicherheit, die gesellschaftliches Handeln notwendig begleitet.

Eine ähnliche Perspektive lässt sich für das spätere berufliche Handeln entwickeln. Auch Kulturarbeitende, politische Bildner*innen, Journalist*innen oder Menschen in der Öffentlichkeitsarbeit können die Wirkung ihrer Interventionen nicht versprechen. Sie können jedoch Versprechen darüber abgeben, wie sie handeln wollen. Sie können sich auf bestimmte Verfahren, Verantwortlichkeiten und normative Maßstäbe festlegen, transparent mit Unsicherheiten umgehen und sich verpflichten, auf unerwartete Folgen zu reagieren. Professionelles Handeln bestünde dann weniger darin, einen bestimmten gesellschaftlichen Effekt garantieren zu können, als darin, unter ungewissen Bedingungen verlässlich, begründbar und revisionsfähig zu handeln.

Das nimmt den Anspruch auf sorgfältige Vorbereitung keineswegs zurück. Im Gegenteil macht gerade die Irreversibilität des Handelns diese Sorgfalt notwendig. Sie befreit nur von der Vorstellung, Sorgfalt könne jemals vollständige Kontrolle erzeugen. Die Möglichkeiten eines solchen Umgangs mit Offenheit sind allerdings selbst institutionell begrenzt. Wo Projekte ihre erwarteten Wirkungen bereits vor Beginn ausweisen müssen, Förderung an sichtbaren Erfolg gebunden ist oder berufliches Scheitern materielle Konsequenzen hat, lassen sich Verlässlichkeit, Reflexion und die Möglichkeit eines Neuanfangs nicht einfach voraussetzen. Problematisch erscheint dabei weniger der Anspruch, Wirkungen anzustreben oder zu reflektieren, als die Erwartung, gesellschaftliche Wirkung ließe sich wie ein hergestelltes Produkt planen und zurechnen. Arendts Perspektive löst diese institutionellen Spannungen nicht auf. Sie hilft mir jedoch, den Anspruch zu begrenzen, mit dem ich selbst an angewandte Praxis herangehe.

Damit erweitert Arendt meine bisherige Antwort darauf, was angewandte Medien- und Kulturwissenschaft bedeutet. Luhmann hat mir geholfen zu verstehen, dass praktische Handlungsfähigkeit Komplexitätsreduktion voraussetzt. Reckwitz macht sichtbar, dass die Kriterien dieser Reduktion selbst kulturell voraussetzungsvoll und deshalb reflexionsbedürftig sind. Schönberger zeigt schließlich eine mögliche Form, mit diesem Verhältnis von Theorie

und Praxis produktiv umzugehen, indem kulturwissenschaftliches Wissen in unterschiedlichen Öffentlichkeiten erprobt und vermittelt wird. Arendt fügt dem für mich eine weitere Dimension hinzu. Auch eine theoretisch reflektierte und kommunikativ sorgfältig vorbereitete Praxis bleibt Handeln unter Bedingungen von Pluralität. Sie kann Wirkungen anstreben und Bedingungen ihres Eintretens verbessern, aber sie kann diese Wirkungen nicht herstellen.

Vielleicht besteht die besondere Aufgabe angewandter Medien- und Kulturwissenschaft deshalb gerade darin, beides zugleich zu lernen: möglichst begründet und sorgfältig zu intervenieren und trotzdem die Offenheit dessen auszuhalten, was daraus entstehen wird. „Angewandt“ hieße hier dann weder, Theorie gegen Praxis einzutauschen, noch den eigenen Wirkungsanspruch aufzugeben. Es hieße, Wissen handlungsfähig zu machen, ohne aus Handlungsfähigkeit Beherrschbarkeit abzuleiten.

Literaturverzeichnis

Hochschule Merseburg. (o. D.). *Profil & Leitbild*. Abgerufen am 28. August 2026, von https://www.hs-merseburg.de/hochschule/ueber-die-hochschule/profil-leitbild/

Luhmann, N. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft* (Bd. 1). Suhrkamp.

Luhmann, N. (2014). *Vertrauen: Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität* (5. Aufl.). UVK Verlagsgesellschaft mbH. (Ursprünglich veröffentlicht 1968)

Reckwitz, A. (2008). *Unscharfe Grenzen: Perspektiven der Kultursoziologie*. transcript Verlag.

Schönberger, K. (2024). Kulturwissenschaft zwischen Ausbildungsanforderung und „unbedingter Universität“: Fragen an eine angewandte Kulturwissenschaft zwischen Kreativwirtschaft und kritischer Kulturanalyse. In L. M. Arantes, K. Eisch-Angus, B. Pöttler & J. Verhovsek (Hrsg.), *Curiosity and Commitment: Perspectives on the Transformation of European Universities* (S. 61–77). Graz University Library Publishing. https://doi.org/10.25364/978390337430004

Tömmel, T. & Passerin d’Entreves, M. P. (2024, 12. Februar). *Hannah Arendt* (E. N. Zalta & U. Nodelman, Hrsg.). Abgerufen am 31. August 2026, von https://plato.stanford.edu/entries/arendt/#VitaActiLaboWorkActi